

Das Ich und Empfindung, Vorstellung, Bewusstseinslage.

Von Prof. Dr. Ad. Dyroff in Bonn.

Fassen wir die Art der Schwierigkeiten ins Auge, die beim Durchdenken der Begriffe „Ichgefühl“ und „Ich-Wille“ vor uns auftauchen¹⁾, so beruhen sie im Grunde auf der Unmöglichkeit, eine logische Trennung von Subjekt und Objekt des Fühlens und Wollens derart vorzunehmen, dass die darauf hin vorgenommene Identifikation der beiden widerspruchsfrei und einleuchtend würde. Diese Unmöglichkeit bleibt, und die Schwierigkeit erhebt sich nur um so stärker, wenn wir das Gleiche bei der Empfindung versuchen. Gilt doch der gegenwärtigen Psychologie die Empfindung als derjenige seelische Vorgang, der seinen Inhalt einem Aeusseren verdankt und nur in seinem Gefühlston mit dem Ich zusammenhängt²⁾. Es ist daher überflüssig, über den Versuch, eine Ichempfindung anzunehmen, Worte zu verlieren; er wird von keiner Seite ernstlich gemacht werden,³⁾ nicht einmal in dem Sinne, als ob Organempfindungen den eigentlichen Inhalt des „Ich“ lieferten.

Wohl aber zwingt die häufig und besonders gerne in pädagogischen Werken⁴⁾ ausgesprochene Ansicht, es gebe eine Ich-Vorstellung, zu einigem Verweilen. Wir berücksichtigen jedoch dabei nicht den freien Sprachgebrauch, der einen Ichbegriff meint, aber von Ichvorstellung spricht. Das Wort „Vorstellung“ wird in verschiedenem Sinne gebraucht, und selbst bei strengerer Verwendung werden unter dem Begriff verschiedenartige Vorgänge zusammengefasst. Sieht man auch die Empfindungen als Vorstellungen an und stellt man neben die Wahrnehmungsvorstellungen die Phantasie-

¹⁾ S. diese Zeitschrift 17. Bd. (1904), Heft 1, 2 und 3, und 18. Bd. (1905), Heft 1. — ²⁾ Zur Geschichte des Begriffs vgl. Th. Ziehen, Das Verhältnis der Herbart'schen Psychologie zur physiol.-experimentellen Psych. Berlin, 1900. S. 20 ff. — ³⁾ S. dazu Th. Lipps, Das Selbstbewusstsein. Wiesbaden, 1901. S. 13 ff. — ⁴⁾ S. z. B. G. Compayré, Die Entwicklung der Kindesseele. Altenburg, 1900. S. 447 ff., der freilich zwischen Ichgefühl und Ichvorstellung schwankt.

vorstellungen in weiterer Bedeutung, so scheiden natürlich die Wahrnehmungsvorstellungen sofort aus der Betrachtung aus, damit aber von den Phantasievorstellungen, auch die Erinnerungsvorstellungen, die inhaltlich von jenen bestimmt sind. Es bleiben nur Phantasievorstellungen im engeren Sinne übrig. Wir werden also von der Möglichkeit einer phantastischen Ichvorstellung noch zu reden haben. Ähnliches gilt, wenn man die Empfindungen von Anfang an zu den Vorstellungen, d. h. zu den Erinnerungsbildern der Empfindungen, in Gegensatz bringt. Hier könnte die Ichvorstellung nur als zusammengesetztes Erinnerungsbild gedacht werden. Wenn man endlich die Vorstellungen als die zusammengesetzten Vorgänge aus den einfachen und elementaren Empfindungen hervorgehen lässt, so ist klar, dass von einer Ichvorstellung nicht die Rede ist. Wundt leugnet die Existenz einer solchen mit aller Entschiedenheit.¹⁾ Nun gibt es, insofern der Inhalt der Ichvorstellung ein einfacher, einheitlicher sein muss, offenbar nur zwei mögliche Auffassungen dieses Ausdrucks. Entweder leitet man die Einheit des Ich aus der Einheit des materiellen Substrats ab, welches man den seelischen Vorgängen voraus- oder zur Seite gibt — dann ist das vorgestellte Ich unser Körper. Oder man versteht darunter ein irgendwie entstandenes, jedenfalls aber mit einem Zentrum versehenes Phantasiebild.

Unser Körper wird in der Tat, wohl hauptsächlich nach dem Vorgange Spinozas²⁾ und unter dem besonderen Einfluss Schopenhauers³⁾, nicht selten als der einzige oder doch als der primäre Inhalt der Ichvorstellung angesehen. Mit welchem Rechte, ersieht man aus der Erwägung, dass uns keine Empfindungsklasse dem ganzen Körper einheitlich entgegenbringt⁴⁾, am wenigsten die wenig bestimmten, verschwommenen „inneren“ Körperempfindungen. Die einzige Ichvorstellung, die man hier anführen könnte, wäre die Vorstellung meines Bildes oder noch besser einer Statue von mir, wobei jedoch die Gesamtvorstellung erst von mir aus den verschiedenen Gesichtsvorstellungen, die mir die Statue nach ihren verschiedenen Seiten beim Herumgehen gewährte, zusammengesetzt werden muss, und ich sicher noch frühere Tastempfindungen in Form von Er-

¹⁾ Grundriss der Psychol. Leipzig, 1901. 5. Aufl. S. 264. Vgl. System der Philos., S. 380 und 143, wonach die Scheidung von Subjekt und Objekt nicht durch Vorstellungsfunktionen, sondern nur durch Begriffe geschieht. —

²⁾ S. Windelband, Gesch. d. Phil., S. 344 Anm. — ³⁾ Welt als Wille und Vorstellung § 2 I, S. 35, Grisebach (der Körper das unmittelbare Objekt). —

⁴⁾ S. E. Mach, Die Analyse der Empfindungen. Jena, 1905. S. 14 ff.

innerungen zu Hilfe nehme. Was habe ich aber dann in Wahrheit für eine Vorstellung? Lediglich die Vorstellung von einem äusseren Kulturprodukt, welchem ich auf gar nicht sehr einfachem Wege mein Ich unterlegt habe. Das Ich wird dabei schon vorausgesetzt und ist bei der Zusammenfügung fortwährend nötig. Wenn man behauptet,¹⁾ im Laufe der ontogenetischen Entwicklung des Individuums bilde sich allmählich ein eigentümlicher Komplex assoziativ verbundener Erinnerungsbilder, den man als Ichvorstellung bezeichne, so fragt man sich doch, worauf die Assoziation der gemeinten ganz bestimmten Erinnerungsbilder, von denen ja eine grosse Reihe anderer abgestossen wird, denn eigentlich beruht, woher der Komplex, die Gesamtheit, und woher seine Eigentümlichkeit rührt. Weder sind die Assoziationen selbständige Wesen, die aus sich die einigende Kraft besässen, noch ist jede Assoziation eine zur Ichvorstellung führende.²⁾ Mühsam soll sich beim Kind die Vorstellung des eigenen Leibes als verschieden von der der umgebenden Welt abtrennen und ausserordentlichen Schwankungen soll sie anfangs ausgesetzt sein, und doch in der ersteren die Vorstellung des von aller Welt verschiedenen Ich bestehen. Es ist unbegreiflich, wie aus dem ursprünglich allein vorhandenen Hunger- und Sättigungs-, Schmerz-, Licht- und Bewegungsempfindungs-Ich dann nach räumlicher Konstruktion der Körperoberfläche das Oberflächenvorstellungs-Ich werden kann. Die Vorstellung des geistigen Ich aber entstehe, heisst es, als Gesamtvorstellung aller der Erinnerungsbilder, welche in meiner Hirnrinde vorhanden sind — eine höchst ungläubhafte Hypothese, die mir nebenbei auch die Vorstellung meines künftigen geistigen Ich in diesem Leben eigentlich als unmöglich ausgibt. Auch musste, bevor uns die Gehirnanatomie exakte Zeichnungen lieferte, das Hirnrinden-Ich als sehr verworrener Inhalt gegeben sein; denn die Wilden konnten ihr eigenes Hirn nur in Form von unklaren Zentralempfindungen im Bewusstsein haben. Das Ich der ganz subjektiven Vorstellungskombinationen, die in ihrer Gesamtheit keinem wirklich erlebten Empfindungskomplex entsprechen, das Ich als Gesamtsumme meiner augenblicklichen Neigungen und meiner augenblicklich dominierenden Vorstellungen und endlich das Ich der Sukzession meiner

1) S. Th. Ziehen, *Physiol. Psychologie*. Jena, 1898. S. 201 ff. — 2) Hume selbst, der zuerst die Kraft der Vorstellungs- und Gefühls-Assoziation zur Erklärung des Selbstbewusstseins heranzog, hat sie bekanntlich wieder aufgegeben. (S. S. 328 ff. und den Schluss der Uebersetzung von Köttgen-Lipps.) S. auch die treffenden Aeusserungen von Th. Lipps, *Das Selbstbewusstsein*, S. 12.

wichtigsten körperlichen und geistigen Erlebnisse sind natürlich ganz andere Iche als das erstgenannte; aber trotzdem finden sich alle in gemeinsamer Beteiligung in der gewöhnlichen Ichvorstellung zusammen. An dieser Beschreibung, welche an die bekannte psychologische Chemie erinnert, ist immerhin beachtenswert, dass nach ihr der reflektierende Mensch die Kompliziertheit der Ichvorstellung wieder auf eine relative Einheit zurückführen, und dass im sogenannten willkürlichen Denken allein oft zwischen den einzelnen Vorstellungen und Urteilen die Ichvorstellung als gedachte Ursache meiner Vorstellungs- und Urteilsreihe auftauchen soll.¹⁾ Zu denken gibt auch die Art, wie nach dieser Theorie ein berechtigter Einwand abgefertigt wird. Es ist gewiss auffallend, dass das kurze Wort Ich ein so komplexes Gebilde ausdrücken soll, an welchem tausend und abertausend Teilvorstellungen beteiligt sind. Man erwidert: Wie komplex der Vorstellungs-Inhalt des kleinen Wortes sei, dies gehe schon daraus hervor, dass jeder in Verlegenheit gerate, wenn er den Denkinhalt seiner Ichvorstellung angeben solle; man denke an den eigenen Körper, an den eigenen Namen und Titel, an seine Hauptneigungen, seine Vergangenheit und ähnliches. Ist aber diese mannigfaltige Ausdeutung des Inhalts der Ichvorstellung — sie heisst jetzt „sogenannte“ Ichvorstellung — nicht doch ein Zeichen dafür, dass in allen diesen besonderen Inhalten der gemeinsame Inhalt der Ichvorstellung nicht gefunden werden kann? Und ist damit wirklich eine Widerlegung jenes Einwandes gegeben, sofern man nicht gerade auf die Kürze des Wortes, sondern, wie es sich geziemt, auf die tatsächliche Einfachheit des Inhalts das Hauptgewicht legt? Die Antwort wird kaum zustimmend ausfallen, und das Denken sieht sich veranlasst, nicht das erkenntnistheoretische tiefer begründete einfache Ich, sondern den rein psychologisch gewonnenen Komplex der verschiedenartigsten Inhalte als theoretische Fiktion anzusehen.

Alles, was von der geschilderten Auffassung der Ichvorstellung übrig bleibt, ist dies, dass wir uns eine anschauliche Vorstellung von unserem Ich nur machen können, indem wir uns von unserem Körper auf sehr künstliche Weise ein Bild gestalten. Die taktile, optische¹⁾ und — wie ich glaube — auch die thermische Abgrenzung desselben von der ihn umgebenden Welt mag dazu am meisten beitragen.

¹⁾ Vgl. dazu Th. Lipps, Selbstbewusstsein, S. 33 ff., und für ältere Formulierungen Lotze, Kleine Schriften, III, S. 276. 262. — ²⁾ S. O. Külpe, Experimentelle Psychol., S. 465.

Aber schliesslich ist es doch wieder irgend ein einigendes Prinzip, welches die wahrnehmenden Mittel als ihm selbst näher stehend von den auf diese Mittel einwirkenden Reizen unterscheidet und erst die wirkliche Abgrenzung gewährleistet. Die Vorstellungen vom Gehirn und von den inneren Organen scheinen mir gegenüber den angeführten weit zurückzutreten, was daher rühren mag, dass wir die anschaulich vorstellbaren Dinge überhaupt uns in ihren Oberflächen anschaulich zu machen gewohnt sind. In dieser Beziehung sei auf die Tatsache hingewiesen, dass der einfache Mensch, wenn er auf sich deuten will, gerne auf die Brust schlägt oder zeigt. Die Annahme, dass in deren Nähe das Herz liege, kann dabei nicht mitwirken. Denn die Lage des Herzens ist nicht so allgemein bekannt; wenigstens kann man die Geste auch bei Kindern beobachten, die sicher von der Herzlage nichts wissen. Auch wird wohl meist gerade wegen des bevorzugten Gebrauchs der rechten Hand auf die rechte Seite hingewiesen werden. Ein zweijähriges Kind, das zweimal, auch ein fünfjähriges Kind, das mehrfach gefragt wurde, wo es sei, deuteten wenigstens, mit einer Ausnahme, die auf die Stirne fiel, in dieser Weise. Die Ursache solchen Verhaltens wird, ausser der Bequemlichkeit der Bewegung, die sein, dass von der Brust infolge des ständigen Atmens fortgesetzte Spannungsempfindungen bei allen möglichen Körperlagen ausgehen, die sich deshalb immer wieder als Lückenbüsser in den Vordergrund des Bewusstseins schieben, und eine ähnliche Stellung nehmen die an der Stirne vorgestellten Empfindungen ein.

Es würde aber verwunderlich sein, wenn die tiefsinnige Kunst nicht versucht hätte, auch die Gestalt des Ich zum Gegenstande inneren Schaffens zu erheben. Das ausserordentlich schwierige Problem musste die Phantasie doppelt reizen, die Höhe ihrer Kraft in einer besonderen Anstrengung zu erproben und das Unsagbare in ein Sagbares zu verwandeln. In der Tat hat dies ein Dichter gewagt, der auch sonst das Aussergewöhnliche nicht gescheut hat. Unter den Gedichten S. T. Coleridges führt eines den merkwürdigen Titel: „Traumbild oder Tatsache?“ Ich füge es in der Uebersetzung hier ein, die Hugo von Hofmannsthal, offenbar angezogen durch die Mystik der kleinen Schöpfung, geliefert hat:

Dichter:

Auf einmal war ein liebliches Gebild,
Auf einmal wars an meines Bettes Rand,
Sass neben mir und stützte seine Hand
Auf meine Kissen und sah still mich an,

Dass süßter Schauer mir das Mark durchrannt.
 Und ich begriff: Dies ist mein wahres Ich,
 Das lautlos sich zu mir herüberschlich
 Und nun mit tiefen Blicken mich ernährt.
 Doch ach! ich hatte mich ja nicht geregt,
 Und schon! so schnell! wie es sich von mir kehrt,
 Wie es auf einmal fremde Züge trägt,
 Versteinernd unter meinem müden Blick!
 Und nun — sein Antlitz kam ihm nicht zurück —
 Und dennoch: Fremde auf ein Fremdes starrend,
 Fühlt ich im Innern einen Wahn beharrend,
 Ein Wissen, das vom tiefsten Platz nicht wich:
 Dies ist nicht Fremdes, sondern dies bin ich!

Freund:

Soll von der Wirklichkeit dies Rätsel handeln?
 Soll's etwas geben oder nur betören?
 In welchem Zeitraum, lass uns mindest hören,
 Sich zutrug dies entsetzliche Verwandeln?

Dichter:

Bann es in eines Augenblickes Räume,
 So ist's ein bröckelnd Nichts vom Land der Träume.
 Nimm, Jahre haben dunkel dir gewirkt,
 Du siehst, was jedes Leben in sich birgt.¹⁾

Man hat den Eindruck, als erzähle der Dichter einen tatsächlich erlebten, wenn auch flüchtigen Traum; zum Ueberfluss deutet er darauf noch besonders hin, wenn er die Annahme, das Verwandeln sei das „Werk eines Augenblicks gewesen“, durch den Zusatz auszeichnet: „Und ein solches scheint es zu sein.“ Coleridge hätte dann im Traum sein eigenes Ich in Menschengestalt gesehen, die, wie so oft im Traum geschieht, sich plötzlich in eine andere Gestalt verwandelte. Dem widerspruchsvollen Wesen des Traumes entspräche sehr gut, dass trotzdem der Gedanke „Ich bin's“ festgehalten wurde. Wichtig ist dabei für uns, dass eine Körpervorstellung zwar nachher wie vorher vorhanden ist, beide aber mit Bezug auf das konstante

¹⁾ Woche, 1902. Nr. 38, S. 1701. Die Uebersetzung gibt übrigens den Schluss des tief sinnigen Gedichtes (The poetical works of Coleridge, Shelley and Keats. Paris, 1829. p. 213. „Phantom or fact?“), sehr dunkel und irreführend wieder. Im Original lautet er:

Call it a moment's work (and such it seems),
 This tale's a fragment from the life of dreams
 But say, that years matured the silent strife,
 And 't is a record from the dream of life.

Ichbewusstsein abfließen. Ob im wirklichen Traum die Ichvorstellung ein so klares Bild ist, wie im Gedichte vorausgesetzt wird, kann bezweifelt werden.¹⁾ In der Regel scheinen die Ichbilder nur bruchstückartig zu sein und alsbald „Ichempfindungen“, besonders aus der Sphäre des Tastsinns, Platz zu machen.²⁾ Die zwei Schlussverse können wir hier ausser acht lassen. Der Dichter gibt uns darin mit hübschem, in der Deutschen Uebersetzung leider verwischtem Wortspiel die Erlaubnis, die Erzählung nicht nur als ein „Bruchstück aus dem Leben der Träume“ zu nehmen, sondern auch — in der Voraussetzung, dass der stille Widerstreit Jahre lang gewährt hat — als Urkunde vom „Traum des Lebens“. Coleridge, der als einer der Ersten Deutscher Philosophie den Weg nach England und Amerika bahnte,³⁾ hat darin wohl einem Gedanken Fichtes Worte geliehen.

Sollte nicht auch der von Tasso öfter gesehene Schutzgeist eine solch phantastische Gesichts-Vorstellung seiner selbst gewesen sein?⁴⁾

Ausgeschlossen ist jedoch nicht, dass das Ich wohl auch die Stimme eines aus dem Innern der Seele Rufenden annimmt. So könnte des Sokrates Daimonion eine energische Gehörsvorstellung von ihm selbst gewesen sein. Eine mir durchaus glaubwürdige Persönlichkeit versichert ernsthaft, dass ihr während eines Jahres seelischer Aufregung oft, wenn sie in peinvollen Stunden über ihre Lage mit Leidenschaft nachgrübelte, eine deutlich vernehmbare Antwort von selbst aus ihrem Innern zu teil wurde. Es sei ihr dann gewesen, als wenn sich zwei Personen in ihr miteinander in Rede und Gegenrede unterhielten, die eine fragend, die andere ratend. Die fragende Stimme sei immer sie selbst gewesen, die ratende aber habe ihr bald fremd, bald sie selbst geschienen. Mit dieser merkwürdigen Erzählung stimmt eine andere in einigen Punkten überein, die sich bei einem unserer gegenwärtigen Schriftsteller findet. Derselbe beabsichtigt mit

¹⁾ Th. Lipps, Leitfaden der Psychol. (Leipzig, 1903), S. 311 nennt die Annahme einer Aufhebung des Selbstbewusstseins im Traume einen „Widersinn“. Tatsächlich sind die verschiedenen Phasen der Träume in dieser Hinsicht wohl zu trennen, und ist von dem, was wir durch die unmittelbare wache Erinnerung an Träume in deren Beschreibung hineinragen, zu abstrahieren. — ²⁾ Oft ist das Ich des Traumes ohne Füsse und Beine, weil man zuvor erleben musste, dass man nicht gehen kann. Vgl. H. Spitta, Die Schlaf- und Traumzustände der menschlichen Seele. Tübingen, 1878. S. 226. 208. 228 ff., wo jedoch die Frage nach der Form der Ichvorstellung nicht erhoben wird. — ³⁾ Ueberweg-Heinze, Grundriss d. Gesch. d. Philos. 9. Aufl. Berlin, 1902. IV, S. 474 und 496. — ⁴⁾ O. Liebmann, Gedanken und Tatsachen. I. [Strassburg 1899], S. 342f.

der Pedanterie des Modernen zu schildern, was einmal in seiner Seele vorging, während er, mit offenen Augen auf dem Lager ruhend und durch das monotone Aufklatschen der fallenden Regentropfen in eine dämmernde Stimmung versetzt, über seinen Zustand der „Gedankenlosigkeit“ nachsann:

„Es war,“ so heisst es, „als ob ich einmal wieder, wie so oft, in zwei Personen mich geschieden habe: eine natürliche, die dalag, dem Tropfenfall zuhörte, und ein leises, kaum merkliches Gefühl der Leiblichkeit hatte, und eine andere, die darüber zu schweben schien, sich kritisch davon sonderte und über die erste und deren Empfindungen nachdachte. Und dabei stellte ich mich gleichsam noch als ein drittes zu diesen beiden Funktionen meines Selbst und konstatierte sie wie ein gewissenhafter Reporter.“¹⁾

Leider hat der Seelenmaler nicht angegeben, welcher Art das leise Gefühl der Leiblichkeit war, und ob das schwebende Ich die Form einer Gehörs-, Gesichts-, Tast- oder Bewegungsvorstellung annahm. Denn wo Gestalt und Form in Frage kommen, darf man an andere Gebiete nicht denken, so stark auch andersgeartete Vorstellungen mit einfließen mögen. Immerhin bestätigt die Stelle, wie schwer es ist, eine anschauliche Vorstellung von sich festzuhalten, und dass die Ichvorstellung jedesmal eine reine Phantasievorstellung ist.

Nur bei einer Vorstellungs-Form kommen alle die angeführten Schwierigkeiten in Wegfall. Dies ist die Form der Wortvorstellung. Das Wort „Ich“ ist für uns Deutsche die Ichvorstellung mit Vorzug. Als Symbol hat es gegenüber dem Bezeichneten eine klare, unzweideutige Stellung. Zugleich ist es ziemlich farblos und auf alle besonderen Fälle anwendbar. Seine Kürze entspricht der Einfachheit des Ichbewusstseins ausnehmend, und es ist sonach wohl begreiflich, weshalb uns die Verwendung des Wortes so leicht fällt, während Psychologie und Metaphysik die grösste Mühe haben, seinen Sinn zu ergründen. Die Funktion der Stellvertretung, die allen Worten oder Symbolen überhaupt eigen ist, kommt gerade dem Wörtchen „Ich“ zu gute; durch sie wird das für das Ichbewusstsein bestehende Problem, welches sein Phantasma sei, am glücklichsten gelöst.

Anders, als im vorstehenden geschehen, darf die Ichvorstellung nicht aufgefasst werden. Wo dies dennoch der Fall ist, ist man wohl meist durch die Armut oder die Oekonomie der Sprache verführt worden, die hierin dadurch begünstigt wird, dass jede Vorstellung als solche einen einheitlichen Inhalt besitzt wie das Ichbewusstsein.

¹⁾ Heinz Tövöte, Ich. Berlin, 1893. S. 150.

Zuweilen mag auch ein theoretisches Vorurteil dazu verleiten. Wenn z. B. Schopenhauer erklärt, Objekt für ein Subjekt sein und Vorstellung sein sei eins und dasselbe, so ist die Ichvorstellung für ihn unvermeidlich, sofern auch das Ich zur Welt gehören soll.¹⁾ Er übersieht indess, dass zwischen Vorstellung, Vorstellungsinhalt und Vorstellungsgegenstand und zwischen Objekt und Gegenstand zu unterscheiden ist. Objekt ist auch der Inhalt von „Nichts“. Gegenstand kann er niemals werden; ist er doch das ganz und gar Gegenstandslose. Auch Beneke scheint sich eine Bewusstseinsstatsache nur in der Vorstellungsform denken zu können. Indem er ähnlich wie später Lipps einen Begriff für etwas als unmöglich ansieht, wenn es uns nicht in einer Anschauung gegeben ist, findet er den von ihm geforderten Zusammenhang zwischen Bewusstsein und Sein in der Vorstellung. Wir sind, so argumentiert er, selbst ein Sein, und hier also brauchen wir, um das Sein zu erreichen, nicht aus uns heraus. In der inneren Wahrnehmung geht das Sein in die Wahrnehmung oder Vorstellung unmittelbar ein, und wenn dies geschehen, sind Sein und Vorstellen eins. Bei den Wahrnehmungen unseres Selbstbewusstseins ist das Sein nicht nur erreichbar durch das Vorstellen, sondern beim Vorstellen fallen beide unmittelbar zu einem Akte zusammen.²⁾ Diese

¹⁾ Welt als Wille usw. § 1 ff. I, S. 33 ff. Grisebach. — ²⁾ A. Drews, Das Ich, S. 159 ff., aus Beneke, System d. Metaph. (1840), S. 68 f., 72 f., 75; Neue Grundlegung zur Metaph. (1822), S. 10. In der bei Drews weitläufiger ausgeschrieben Stelle ist übrigens Vorstellung rasch nach einander in verschiedener Bedeutung gebraucht. Die Vorstellung, in welche das Sein unmittelbar eingeht, und die fertige Vorstellung, in welche das Sein eingegangen ist („und wenn dies geschehen, und also sobald die Vorstellung fertig ist“), sind zwei verschiedene Dinge. Sollte nicht auch dies ein Nachhall der Leibnizschen Ansicht sein, nach der die Möglichkeit sich zur Wirklichkeit durch die Existenz vollendet? Für Beneke ist sowohl das Subjekt als das Prädikat des Urteils Anschauung (Erkenntnislehre. Jena, 1820. S. 10 ff.), der Begriff, die Vorstellung, welche mehrere andere unter sich begreift, in mehreren andern eine Teilvorstellung ist (Ebd., S. 65). In der psychologischen Darlegung über „das Selbstbewusstsein oder das Ich“ (Die neue Psychologie. Berlin, 1845. S. 198 ff.) hält B. diese Form des Bewusstseins für die abgeleitete von allen. Er führt aus, dass Vorstellendes und Vorgestelltes numerisch und quantitativ von einander verschieden sind; sie seien zwei, und das Vorstellende enthalte als Begriff das im Vorgestellten einfach Gegebene zehn- und mehrfach gleichartig verschmolzen in sich. Die Identität beschränke sich auf die qualitative Gleichheit des Vorstellungsinhaltes und die gleiche Zugehörigkeit zum gleichen Existierenden, derselben Person. Obwohl aber B. (Ebenda, S. 69 Anm.) die Begrehungen (mit den Empfindungen) neben dem Denken und Vorstellen auch als

Ausführung ist ganz folgerichtig, sobald man nur Vorstellungen als Bewusstseinsakte anerkennt.¹⁾ Wenn aber, wie sich gezeigt hat, die Vorstellungen die Eigenart des Ichbewusstseins nicht erschöpfen, so wird man sich schon dazu verstehen müssen, dasselbe in eine andere Bewusstseinsform zu verlegen. In dieser Auffassung darf man die Ichvorstellung leichten Herzens der durch Berkeley so berühmt gewordenen Vorstellung des allgemeinen Dreiecks zur Seite stellen.

In Kürze muss noch die Frage gestreift werden, ob der Inhalt des Ichbewusstseins uns nicht in Form einer „Bewusstseinslage“²⁾ gegeben sein kann. Wir benötigen indess hier keiner weitläufigen Untersuchung. Denn bei der geringen Vergangenheit, welche dieser Begriff hat, konnte es zu einer entsprechenden Theorie noch nicht kommen. Ausserdem ist es zweifelhaft, was die zukünftige Psychologie aus den darin zusammengefassten Tatsachen machen wird. Endlich hat das Ichbewusstsein keineswegs eine geistige Tätigkeit oder einen geistigen Zustand zum Inhalt, wie die früher aufgeführten Fälle von „Bewusstseinslage“. Vielmehr wird auch hier das Ichbewusstsein immer vorausgesetzt. Und somit wird es auch nie gelingen können, es den „Bewusstseinslagen“ mit irgend welcher dialektischen Kunst zu entlocken.

wesentliche Grundformen der psychischen Produkte gelten lassen möchte, betont er doch (S. 204) Fälle, in denen das Wollen aus dem Mittelpunkt unseres Ich verdrängt wird. — Die Auffassung unserer selbst geschieht nach B. (System d. Logik. Berlin, 1842. I, S. 286, 312 f., II, S. 17) „durch die den psychischen Entwicklungen entsprechenden (auf ihre Beschaffenheiten, Formen, Verhältnisse etc. sich beziehenden) Begriffe, die „ganz auf dieselbe Weise wie alle andern Begriffe (nur in der Richtung auf das Subjektive hin) gebildet werden.“ Wie kommt ihnen denn die Richtung auf das Subjektive bei?

¹⁾ S. auch A. Drews, Zur Frage nach dem Wesen des Ich. Archiv für system. Philos. 8. 1902. S. 205. — ²⁾ Vgl. über den Begriff diese Zeitschrift 17. Bd. (1904), S. 8.